Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heute aber doch wohl noch zu lösen, und Japan wäre dann als Großmacht für die nächsten 30 Jahre kalt gestellt; was nachher geschehen soll, möge Sorge der kommenden Generation sein. Oder: man gibt Japan freiwillig Kolonisationsland in hinreichender Menge (Australien ?!), wo es sich für die nächste Generation entspannen kann. Sicherlich ergreift man aber keine dieser beiden Möglichkeiten, sondern man wird suchen eine Formel zu finden, die an dem für Japan nachgerade unhaltbaren gegenwärtigen Zustande möglichst wenig ändert. Dadurch wird Japan gezwungen, sich mit den Machtmitteln, die man ihm jetzt freundlichst gelassen hat, das zu holen, was man ihm nicht geben will, und es wird dann keinen Grund haben, auf die europäischen Notwendigkeiten im Osten irgendwie Rücksicht zu nehmen, es wird dann im Gegenteil die Rechnung von 1932 präsentieren. Mit der Vormachtstellung der Weißen ist es dann endgültig zu Ende.

Diese Binsenwahrheit, wenn es je eine gab, scheinen die Führer Europas nicht zu sehen, oder nicht sehen zu wollen: man wurstelt für die nächste Zeitnähe, stopft zu Hause selbstgewühlte Wasserlöcher zu, achtet aber nicht auf den gewaltigen Wildstrom, dessen Rauschen man schon hört und gegen den man noch Verbauungen machen könnte. Vielleicht kennen die leitenden Herren alle Paragraphen des Völkerbundes, sicherlich sind sie alle ausgezeichnete Redner, sicherlich verstehen sie aus dem ff den Eiertanz der Parteien, ob sie damit aber berufen sind, Weltpolitik zu treiben, ist eine andere Frage. Besitzen sie wirklich die geschichtliche, geographische, wirtschaftliche und politische Bildung zur richtigen Beurteilung wahrhaft weltpolitischer Fragen? Woher sollten sie eigentlich in ihrem bisherigen Leben oberflächlicher Parteipolitik so etwas gelernt haben? Die stümperhaften Lösungen des Versaillerfriedens lassen da wirklich nicht viel Gutes erhoffen. Und würden sie gegebenen Falles dann auch den moralischen Mut besitzen, sich entgegen solchen Modeströmungen wie Pazifismus und Abrüstung und entgegen ihrem nächsten Parteiinteresse für das im Todeskampf liegende Europa einzusetzen? Fühlen sie sich überhaupt noch als Europäer?

Inzwischen geht die offiziöse Propaganda für Abrüstung und Pazifismus weiter, übt ihre schwächenden Wirkungen aus, und niemand hat den Mut, gerade an dem klassischen Beispiele des japanischen Vorgehens den Völkern zu zeigen, daß die Welt letzten Endes eben doch nicht durch Phrasen und Ideologien, sondern durch die bitteren Notwendigkeiten des Daseins regiert wird, von Forderungen, die sich durch Theorien und Phrasen nicht eindämmen lassen, sondern als Gewalten elementarster Art auch nur durch Gewalt bekämpft werden können, in Zukunft so gut wie immer auch bisher.

Man vergesse nicht: alle Herrschaft beruht auf Gewalt und besteht daher auch nur, so lange Gewalt gebraucht wird, vor allem die Kolonialherrschaft. =sr.

Bücher Rundschau

Um die schweizerische Erneuerung.

Paul Lang: Tote oder lebendige Schweiz? Schriften der Neuen Front; Rascher, Zürich, 1932; 163 S.; Fr. 5.

Zwei Hauptmängel kennzeichnen das Geschichtsbild der am Ruder befindlichen Generation: es ist zu sehr nur eine Rechtfertigung und Verherrlichung der liberalen Schweiz des 19. Jahrhunderts. Was seither geschehen ist und geschieht, vermag es nicht zu deuten. Und anderseits macht es aus der Geschichte der Schweiz zu sehr eine Lokalgeschichte. Gewiß ist es gut, nach dreihundert Jahren innerer und äußerer Abhängigkeit von fremdem Einfluß das eigene Selbst-

bewußtsein zu festigen. Wenn daraus aber eine Blickverengung wird, die uns nicht sehen läßt, daß zur selbständigen Eigenstaatlichkeit äußere Voraussetzungen gehören, dann führt es dorthin, wo wir heute stehen: zur Erschlaffung außenpolitischen Willens und zur Meinung, wir könnten den Geschehnissen um uns herum als unbeteiligte Zuschauer beiwohnen.

In dieses politische Weltbild des herrschenden Freisinns ist in den vergangenen Jahren von verschiedenen Seiten eingebrochen worden. Von sozialdemokratischer, indem man der Wirtschaftsordnung des Liberalismus diejenige des Marxismus gegenüberstellte. Der Sozialismus erhebt den Anspruch, Träger einer neuen wirtschaftlichen und allgemeinen staatlich-gesellschaftlichen Ordnung zu sein. Und von Seite des vor hundert Jahren in Kantonen und Bund bekämpften Gegners, des politischen Katholizismus, der sich seit Ende des Weltkrieges steigender Bedeutung und wachsenden Einflusses auf die Bestimmung des staatlichen Schicksals erfreut.

Das Buch von Lang: „Tote oder lebendige Schweiz?" trägt den Angriff zur Hauptsache von den eigenen Reihen aus vor. Das ist nicht neu. Aus dem letzten Jahrzehnt liegen mehrfache publizistische Erscheinungen dieser Art vor. Die Überzeugung im Lager des auf dem Kulturboden des Protestantismus stehenden Bürgertums, daß um des eigenen, wie um des Schicksals der gesamten Volksgemeinschaft willen zum Kampf angetreten werden müsse, gewinnt eben an Tiefe und Weite. Neu an Lang ist aber, daß er sich ausgesprochen zum Wortträger einer Generation macht, einer Generation, von der man verlangt, sie solle ihre Kraft in den Dienst des Bestehenden stellen, in dessen Formen eingehen, und die sich mit aller Entschiedenheit dagegen auflehnt. Und zwar nicht, wie man ihr vielfach zum Vorwurf macht, aus Wichtigtuerei. Sondern weil sie aus anderthalb Jahrzehnten Schulbank den niederschmetternden Eindruck gänzlichen Ungenügens des ihr vermittelten Wissens in sich trägt, weil sie nirgends wirkliche Führung, sondern im besten Fall den Versuch, sie für ihr fremde Zwecke einzuspannen, sieht. Oder wie Lang sich ausdrückt: sie seufzt unter der Formlosigkeit des heutigen Lebens; die Überfreiheit in allen politischen, gesellschaftlichen und geistigen Bezirken macht ihr den Eindruck der Zersetzung, des Chaos; den Eindruck, daß es nur noch ein Lösen, aber kein Binden mehr gibt.

Die Fragestellung „Tote oder lebendige Schweiz?" will nichts anderes sagen als: wie erhalten wir die Schweiz lebendig, wie verhindern wir, daß sie dem Niedergang, dem Tode verfällt? Für das liberale Weltbild gibt es gar keine solche Fragestellung. Denn der vor hundert Jahren erreichte Zustand ist ein Endzustand, ein Zustand der Vollkommenheit, über den hinaus eine Entwicklung überhaupt nicht denkbar ist. Also gibt es auch keinen Niedergang. Lang stellt diesem politischen Grundbegriff der Erstarrung, der Mechanik, seinen Begriff der Organik gegenüber. In der Geschichte ist gewissermaßen nur der Wechsel beständig. Zeiten der Organik weichen Zeiten der Mechanik.

Auch im sozialistischen Weltbild ist für eine solche Frage kein Raum. Dem Sozialisten geht es nicht um tote oder lebendige Schweiz. Ihm ist die absterbende bürgerliche Schweiz, die tote Schweiz, oder noch besser: der Tod der Schweiz, der Weg zur lebendigen Menschheit, zur Internationale.

Wesentliche Anregung für die Vorstellung des Weges, den wir zur Lebendigerhaltung der Schweiz zu gehen haben, verdankt Lang zweifellos dem Gegner des Liberalismus zur Rechten, vielleicht dessen formstärkstem Wortträger Reynold. Von hier dürfte das entscheidende Begriffspaar Demokratismus-Aristokratismus stammen. Die heutige Demokratie hat sich übersteigert, ist im Begriff, sich tot zu laufen. Sie bedarf des Aristokratismus als des notwendigen Korrelats.

Mit den beiden Begriffspaaren des Mechanischen-Organischen und des Demokratischen-Aristokratischen hat Lang unser hergebrachtes Geschichtsbild umgepflügt. Neue Lichter fallen auf unsere Vergangenheit und Gegenwart. Am Gegensatz organisch-mechanisch wird die Lehre der organischen Revolution, ihr Sinn, ihre Bedeutung, ihre Berechtigung, ihre Notwendigkeit und wie wir uns ihren Ablauf vorzustellen haben, entwickelt. Am Begriff des Aristokratischen und Demokratischen werden Licht- und Schattenseiten unserer staatlichen Entwicklung aufgezeigt. Von den drei Geschichtsverläufen: Geschichte der Kan-

tone, Geschichte der Eidgenossenschaft und Geschichte Europas zeigt sich der erste vorwiegend als ein solcher der Mechanik, der zweite und vor allem der dritte als ein solcher der Organik. „War die Schweiz in schöpferischer Bewegung, nahm sie am Rhythmus Europas teil; war sie in Ruhe, besaß sie oft kein einheitliches Bewußtsein, zerfiel in Kantone". Die gesamtschweizerische Geschichte erscheint zu gewissen Zeiten als eine bloße Funktion europäischer Geschichte. Sie kennt keine organische Zeit ohne eine gleichzeitige im umgebenden Europa. —

Ganz ohne Gewalt geht es natürlich nie ab, wenn man ein so mannigfaltiges Geschehen, wie die Geschichte eines Volkes, unter einigen wenigen Gesichtspunkten sehen will. Am wenigsten befriedigt vielleicht, daß gerade die beiden entscheidenden Begriffspaare sich überschneiden. Hat beispielsweise der Aristokratismus in der Schweiz jemals eine organische Zeit gehabt? Lang bejaht es. Wir sind geneigt, in ihm nur einen Zerfall zu erblicken, den Zerfall der altschweizerischen Demokratie. Auch wenn die von der jungen Generation erstrebte Erneuerung sich schließlich nur auf eine „aristokratische Organik", die den „Charakter eines Korrektivs" hat, beschränken soll, so ist das nicht recht befriedigend. Entsprechend vermißt man an den praktischen Vorschlägen zur Gesamterneuerung der Bundesverfassung das Grundlegende und Zusammenfassende. Da ist viel Einzelanregung, sehr viel richtige Zustandsschilderung — eine wahre Fundgrube ist das Buch in dieser Hinsicht —, aber daneben auch manche Fehlfolgerung.

Wie richtig etwa die Schilderung des „verbissenen Föderalismus" in der welschen Schweiz, wie verdienstlich, diese Frage in dieser Offenheit anzuschneiden, wie berechtigt die Forderung, daß wir alles tun müssen, diese Zustände zu verstehen. Aber die Folgerung: kann man wirklich ein solches Verhältnis, wie es in der Schweiz zwischen den verschiedenen Landesteilen besteht, zahlenmäßig, d. h. rein mechanisch regeln? Die deutsche Schweiz hat ihr zahlenmäßiges Übergewicht nie zur Geltung gebracht. Sie hätte es auch gar nicht gekonnt, wenn sie noch gewollt hätte. Denn eine deutsche Schweiz als geschlossene Willensgemeinschaft, wie die welsche Schweiz sie in eidg. Fragen oft darstellt, gibt es gar nicht. Wie manchmal hat es ihr katholischer Teil mit der welschen Schweiz zusammen gegen die übrige deutsche Schweiz gehalten! Und was die Meinung anbetrifft, daß eine zahlenmäßige Parität in allen eidgenössischen Behörden die romanische Schweiz wieder zur freudigen Bejahung des weiteren Ausbaues des Bundesstaates bringen werde, indem sie dann die Gewähr besitze, daß dieser Ausbau genau so in ihrem Geiste wie in demjenigen der deutschen Schweiz geschehe, so ist dazu zu sagen, daß ein Staat eben nicht sowohl im einen und andern, sondern nur im einen oder andern Geist ausgebaut werden kann. Der haltbarste Kitt, der alle Landesteile zusammenhält, wird immer ein gedeihendes und gutgeführtes Staatswesen sein.

Das nur andeutungsweise und als Beispiel dafür, wie sehr wir uns in den meisten der berührten Fragen erst an den Vortüren der Politik bewegen. In einer Zeit, wo man sich in der öffentlichen Diskussion aber selbst um diese Vortüren in weitem Bogen herumdrückt, ist es ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, die Grundfragen unseres staatlichen Daseins überhaupt zur Diskussion zu stellen. Und daß das Buch von Lang das in so frischer und unbeschwerter Weise tut, gibt ihm seinen hohen Wert. Es geht ein aufrüttelndes Ethos von ihm aus.

Hans Oehler.

Politik.

Carl Schmitt: Der Begriff des Politischen. Duncker & Humblot, München 1932.

Carl Schmitt, der Lehrer für öffentliches Recht an der Berliner Technischen Hochschule, hat das große Verdienst, in der Verfassungslehre den Staat gegenüber seiner Auflösung in ein System von Rechtsnormen durch Kelsen wieder zum Leben erweckt zu haben, indem er nachweist, daß jede Verfassung neben ihrem rechtsstaatlichen Bestandteil mit dem Verteilungsprinzip der Grundrechte und dem organisatorischen Prinzip der Gewaltenteilung noch einen politischen Bestandteil hat. (Carl

Schmitt, Verfassungslehre, 1928, Duncker & Humblot). Die hier besprochene Schrift, eine Neuherausgabe eines Vortrages, unternimmt es nun, scharf den Begriff des eigentlich Politischen herauszuarbeiten. Politik als Begriff wird oft als bloßer Gegensatz etwa zu Wirtschaft, Moral, Recht verwendet. Oder sie wird gleichgesetzt mit staatlicher Ordnung, wobei politisches Handeln etwa dasselbe wäre wie das Tun des auf Ordnung bedachten Verkehrspolizisten. Diese Denaturierung und Verwässerung des Politischen wurde vollzogen, um damit moralisch-wertbetonte Gegensätze zu schaffen, wie etwa kulturell, wirtschaftlich, wissenschaftlich im Gegensatz zu politisch. Das konnte solange seine Berechtigung haben, als der Staat eindeutig bestimmt anderen Angelegenheiten gegenüberstand, ist aber nicht mehr angängig seit dem vollzogenen Übergang zum — wenigstens potentiell totalen Staat, in dem Staat und Gesellschaft sich decken. Den Begriff des Politischen kann überhaupt nur verstehen, wer in Kategorien denkt. Neben den eigentlichen Kennzeichen gut-böse für das Gebiet des Moralischen, schön-häßlich im Ästhetischen, nützlich-schädlich im Wirtschaftlichen, steht nun die spezifisch politische Unterscheidung Freund-Feind. Die Freund-Feindhaltung ist das Merkmal des Politischen; sie ist auf keine der übrigen Grundkategorien rückführbar. Der Feind braucht nicht der moralisch Schlechte, der Freund nicht der moralisch Gute zu sein: das Anderssein genügt, um den äußersten Konfliktsfall der Verneinung dieser fremden Existenz zu schaffen. Wesentlich ist aber der Hinweis Schmitts auf die Unterscheidung zwischen dem persönlichen und dem politischen Feind, wie sie auch sprachlich z. B. im Lateinischen als hostis und inimicus vollzogen wird. Zum Begriff des Feindes und damit zum Wesen der Politik gehört notwendig die Möglichkeit des Kampfes, und zwar nicht liberalistisch als Konkurrenz oder Diskussion, sondern wesenhaft genommen als Forderung zum Einsatz des physischen Lebens und zur Vernichtung feindlichen Lebens. Der Krieg ist für die Politik der stets im Hintergrund stehende Ernstfall. „Eine Welt, in der die Möglichkeit eines solchen Kampfes restlos beseitigt und verschwunden ist, ein endgültig pazifizierter Erdball, wäre eine Welt . . . ohne Politik."

„Der Staat ist der politische Status eines in territorialer Geschlossenheit organisierten Volkes." Zu ihm gehört notwendig das jus belli, d. h. die reale Möglichkeit, den Feind kraft eigener Entscheidung zu bestimmen und ihn zu bekämpfen. Auch eine Ächtung des Krieges durch den Kellogpakt hat nur die Bedeutung der Ächtung gewisser Menschen, Völker usw., schafft dadurch eine neue Freund-Feindstellung und gibt der Möglichkeit eines Krieges nur neuen Inhalt und neues Leben. Es steht einem politisch existierenden Volk nicht frei, der Unterscheidung Freund-Feind zu entgehen. „Erklärt ein Teil des Volkes, keinen Feind mehr zu kennen, so stellt es sich nach Lage der Sache auf die Seite der Feinde und hilft ihnen". „Es wäre tölpelhaft zu glauben, ein wehrloses Volk habe nur noch Freunde, und eine krapulose Berechnung, der Feind könnte vielleicht durch eine Widerstandslosigkeit gerührt worden. „Dort, wo ein Kampf im Namen der Menschheit geführt wird, ist „Menschheit ein besonders brauchbares ideologisches Instrument imperialistischer Expansion und in ihrer ethisch-humanitären Form ein spezifisches Vehikel des ökonomischen Imperialismus. Hierfür gilt ein von Proudhon geprägtes Wort: wer Menschheit sagt, will betrügen." Höchst wertvoll ist die Klärung, die Schmitt in der Frage des Völkerbundes schafft, dessen Wesen er trefflich begrifflich umreißt.

Wir stehen in der Schweiz stark in Gefahr, die Wirklichkeit des Politischen zu vergessen. Das kommt nicht von ungefähr, entstammen wir doch dem Zeitalter des Bourgeois, den Hegel trefflich umschreibt als einen Menschen, der die Sphäre des unpolitisch risikolos-Privaten nicht verlassen will, der im Besitz und in der Gerechtigkeit des privaten Besitzes sich als Einzelner gegen das Ganze verhält, der den Ersatz für seine politische Nullität in den Früchten des Friedens und des Erwerbes und vor allem „in der vollkommenen Sicherheit des Genusses derselben, findet", der in folgedessen der Tapferkeit überhoben und der Gefahr eines gewaltsamen Todes entronnen bleiben will. Der Liberalismus mit seiner Auflösung des Volkes in Individuen führt folgerichtig zur Verneinung des Politischen. Praktisch zeigt sich das bei uns in der völligen Verkümmerung des politischen Sinnes. „Die politische Einheit muß gegebenenfalls

das Opfer des Lebens verlangen. Für den Individualismus des liberalen Denkens ist dieser Anspruch auf keine Weise zu erreichen und zu begründen." Was Wunder, wenn die liberale Schweiz (liberale Jugend!) in vager Abrüstungsideologie schwimmt und der Antimilitarismus in ihr ständig an Boden gewinnt. Das Büchlein enthält noch einen zweiten Vortrag über „Das Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen". Ernst Wolfer.

Dr. Adolf Grabowsky: Politik. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10, Wien I; 1932.

Aus der Feder des überaus regen und verdienstvollen politischen Schriftstellers Adolf Grabowsky ist soeben ein umfangreiches Buch erschienen, das den kurzen und bündigen Titel „Politik" trägt. Der Verfasser ist langjähriger Herausgeber der „Zeitschrift für Politik" und Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik, sowie an der Technischen Hochschule Berlin. Selbst wer grundsätzlich auf einem andern politischen Boden steht — ich war oft Gast der allwöchentlichen politischen Diskussionsabende, die Grabowsky in Berlin mit einem Kreis reger und geschulter Politiker abhält —, kann nicht leichthin an einer solchen umfassend-richtunggebend gedachten Veröffentlichung vorbeigehen. Sie verdient die Beachtung aller Politiker und politischen Betrachter, vor allem derjenigen, denen die großen und letzten Grundfragen der Politik eine brennende Angelegenheit von Gemüt und Verstand sind.

Zur kurzen Kennzeichnung der politischen Grundhaltung des Buches: für Grabowsky, wie für neun Zehntel aller heutigen deutschen politischen Denker, ist immer noch Bismarck das unerreichte Vorbild des neuzeitlichen Politikers. Der Größe ausgesprochen liberaler Politiker, wie etwa eines Gladstone oder Lincoln, hat man in Deutschland bis heute so gut wie kein Verständnis entgegengebracht. Seine grundsätzliche Ablehnung der liberalen Verständigungspolitik etwa bekundet Grabowsky durch seine kühle, ja ablehnende Beurteilung von Stresemanns Außenpolitik. — Er bekennt sich nicht nur ausgesprochen zur Realpolitik; ihm ist Politik schließlich und endlich überhaupt Machtpolitik, und zwar imperialistische Außenpolitik. Innenpolitik erscheint ihm von vornherein als eine Angelegenheit zweiter Ordnung, als etwas mehr Beiläufiges, wenn auch leider Unvermeidliches, das für einen „echten" Politiker aber nur Mittel zum Zweck und niemals eigentlich Selbstzweck sein kann. — Blickt man tiefer in die weltanschaulichen Voraussetzungen dieser kennzeichnenden politischen deutschen Denker der Neuzeit hinein — von Hegel über Treitschke bis Spengler —, so erkennt man, daß ihnen allen der Machtstaat zuletzt eine Gefühlsangelegenheit, ein Wunschbild, eine Art Religion ist (s. z. B. S. 38). Grabowsky ist mit seiner letzten gedanklichen Haltung der einseitigen geistpolitischen Überlieferung der „anerkannten" deutschen Staatsphilosophie treu geblieben. So gesehen steckt in seinen Ausführungen trotz aller Realpolitik ein Stück Romantik.

In der Einleitung erklärt Grabowsky: „Unsere Auffassung der Politik ist, wie man sehen wird, ganz und gar dynamisch". Was er darunter versteht, wird im Kapitel „Weltpolitik", dem Kernstück des Buches, eingehend ausgeführt. „Statische" Mächte sind solche, die „den status quo in der Welt festhalten wollen" — gemeint ist besonders England, Amerika und Frankreich —; „dynamische" solche, die diesen „status" ändern möchten — hier wird in erster Linie an Deutschland und in zweiter Linie etwa an Italien gedacht. Die Änderung soll aber nicht auf kriegerischem Wege erfolgen. „Bisher war der Krieg die selbstverständliche Korrektur wesentlicher Machtverschiebungen; jetzt ist der Krieg ein riesenhaftes Wagnis geworden, ein Wagnis, vor dem man sich ungeheuer scheut und das man abschaffen möchte, vielleicht sogar abschaffen muß, sollen nicht eines Tages unendliche Opfer fallen und unendliche Erdräume zur Wüste werden" (S. 202).

Grabowsky prägt den Begriff des „dynamischen Pazifismus". Dieser ist etwas ganz anderes als der „statische Pazifismus". Für letztern hat Grabowsky nicht zu viele ehrerbietige Worte übrig: es geht nicht, meint er, die großen weltpolitischen Probleme durch bloße „Rechtsvorschriften" lösen zu wollen. Das eigentliche politische Mittel des dynamischen Pazifismus ist die „Kompensation". Mittels Schiedsgerichtsbarkeit können Streitigkeiten zwischen kleineren Staaten gelöst werden; „die großen Mächte der Gegenwart ... vermögen, je gewaltiger sie einander gegen-

überstehen, um so eher Krieg und Konflikt durch Kompensationen abzulösen" (S. 208). „Solche Kompensationspolitik setzt Energien gegen Energien, nicht etwa Recht gegen Energien". Bewegung und Wandlung bleiben der großen Politik erhalten. Das ist für Grabowsky von entscheidender Wichtigkeit. In diesem Sinne befürwortet er auch eine Um- oder Ausgestaltung der Völkerbundsatzung, wobei besonders an deren Art. 19 zu denken ist.

Von der Schweiz ist in dem Buch an mehreren Stellen die Rede. Ein kleiner Abschnitt heißt „Die Verfassung der Schweiz". Grabowsky nennt die Schweiz „eine Republik mit den Zügen einer konstitutionellen Monarchie". Das ist schließlich nur die Kehrseite unserer Ansicht, wenn wir etwa England eine Monarchie mit den Zügen einer Republik nennen. In beiden Fällen sehnt man sich eben nicht allzusehr nach „dynamischer" Politik: die politischen Zustände haben hier durch jahrhundertelange ruhige Entwicklung einen hohen Grad von innerer Ausgeglichenheit erreicht, die allen umstürzlerischen Neuerungen abhold ist. Abschließend spendet Grabowsky unsern politischen Zuständen noch das Lob, daß hier zwischen Sein und Schein der Verfassung „doch nicht eine so riesige Kluft bestehe wie anderswo".

Grabowskys Buch stellt eine erstaunliche gedankliche Leistung dar und eignet sich hervorragend gut als Einführung sowohl in die allgemeine, wie in die besondere Politik.

Montagnola.

Hans Honegger.

Curzio Malaparte: Der Staatsstreich; Verlag E. P. Tal, Leipzig, 1932; 245 S.

Malaparte gibt in diesem Werke eine Technik des Staatsstreiches. Die politischen Fragen der Gegenwart sieht er sehr einfach — allzu einfach möchte man sagen. Die ganze Politik erschöpft sich für ihn in einem Kampf zwischen den Verteidigern des liberalen Staates und den „Catilinariern", den revolutionären Staatseroberern der äußersten Rechten und Linken. Diesen Kampf um den Staat oder besser um die Beherrschung des Staates, der sich gegenwärtig in Form von kommunistischen und fascistischen Bewegungen in den meisten Staaten Europas ankündigt, abspielt oder schon abgespielt hat, diesen Kampf betrachtet der Verfasser ohne alle geistes-dynamischen Voraussetzungen als ein Problem rein technischer Ordnung, als eine Art von kühnem Schachspiel. In seiner Überschätzung der revolutionären Technik versteigt er sich gelegentlich zu Behauptungen wie der, daß auch „die bestorganisierten und am meisten von der Polizei überwachten Staaten Europas, die Schweiz und Holland, bei denen die Ordnung nicht nur ein Produkt des politischen und bürgerlichen Staatsmechanismus, sondern eine natürliche Charaktereigenschaft des Volkes sei, der kommunistischen Taktik des Aufstandes keine größern Schwierigkeiten entgegenstellen würden als das Rußland Kerenskis" (S. 71).

Der Verfasser gibt so ein durch seine Darstellungsweise oft fesselndes, aber wie gesagt rein technisch und daher sehr einseitig gesehenes Bild der revolutionären Kämpfe der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Seine extrem mechanische, rein intellektualistisch-konstruktive Anschauungsweise heutigen Weltgeschehens, die oft fast zynisch wirkt, ist wohl geistreich, aber letzten Endes doch unfruchtbar und wenig aktuell. Dem guten Bürger, der nur auf seine Ruhe bedacht ist, mag die kühl berechnende revolutionäre Jongliérkunst, wie sie uns hier vorgetragen wird, einen gelinden Schauer einflößen. Wer selber revolutionär denkt und handelt, wird wenig berührt von diesem Buche, das ohne eine große Idee im Hintergrund zu haben (wie etwa der Principe von Macchiavelli), nicht viel mehr als eine Anweisung für revolutionäre Spekulanten enthält.

Im Grunde genommen ist es ja lächerlich, unser politisches Geschehen mit einem rein technischen Vernunftrationalismus zu betrachten, wie es hier geschieht. Der Autor, der anscheinend die fascistische Revolution in Italien aktiv mitgemacht hat, ist dennoch in seinem ganzen Denken völlig rational und international geblieben. Nach seiner geistreichen Schreibweise zu urteilen, ist er wohl Jude. Auf alle Fälle steht er abseits, abseits vom revolutionären Empfinden, vom revolutionären Ideal, vom revolutionären Heroismus. Er sieht die Revolution nur als Mittel zum Zweck der Eroberung eines Staates und nicht als Kampf für einen neuen Lebenssinn; die Ideen, die jeder Revolution zu Grunde liegen, sind auswechselbar wie

Handschuhe und fallen daher nicht in Betracht. Das einzig Reale, das Einzige, das sich immer gleich bleibt, immer notwendig und ausschlaggebend ist, ist die Taktik, die revolutionäre Technik.

Geistreich, aber wertlos, wird man am Schlusse des Buches sagen; im übrigen aber interessant genug, um gelesen zu werden.

Werner Niederer.

Willy Stokar: Geschichte als Weltschau. Individualistische Geschichtsphilosophie in vier Aspekten. Rascher & Cie., Zürich, 1932. 223 S.

Das vorliegende Werk ist ein Versuch, die Erkenntnisse der durch Rudolf Steiner geschaffenen Geisteswissenschaft (Anthroposophie) auf die geschichtsphilosophische Betrachtung anzuwenden. Nicht diese denkerischen Inhalte allein aber gestalten es zu einer recht schwierigen Lektüre. Der Verfasser befolgt auch in der Darstellung eine eigene Methode. Den Hauptteil beschlägt der Abschnitt „Von Anfang und Grenzen der Geschichte", der sich dann unterteilt in die Kapitel „Der architektonische Aspekt", „Der plastische Aspekt", „Der malerische Aspekt" und „Der poetische Aspekt". Leider ist es mir nicht gelungen, ein Verhältnis zwischen Titel und Inhalt zu ergründen.

Für Stokar ist nicht die äußere, sondern die mystische Geschichte des Menschen wesentlich, die eine Auseinandersetzung zwischen dem Vatergöttlichen und dem Weltenwort darstellt, in welchem Prozeß sich unter Einwirkung der ahrimanischen und der luziferischen Kräfte die Individualität entwickelt. Dies gilt für den Einzelmenschen so gut wie für die Entwicklung der gesamten Menschheit. Stokar ist der Ansicht, daß wir uns nunmehr der Zeit nähern, wo die Menschheit sozusagen erwachsen sein wird. Vorerst haben wir die intellektuelle Stufe der Bewußtheit erreicht. Aufgabe der Gegenwart ist es nun, „die gesamte menschliche Gesellschaft auf die einzelne Persönlichkeit umzustellen . . . Die Völker sind keine schöpferischen Verbände mehr im alten Sinne, die Reiche sind es auch nicht mehr, seit die rechtlichen Ehrbegriffe und das Gottesgnadentum durch die demokratischen Formen erloschen und ersetzt sind. Aus der Kraft des individuellen Geistes kann ein freies, gesundes, niemand vergewaltigendes Geistesleben geschaffen werden. Und aus dem organischen Zusammenfluß wirtschaftlicher Leistung und Urteilskraft des Einzelnen vermag eine gesunde Weltwirtschaft zu erwachsen, aber nur, wenn beide Gebiete lebendig verbunden und gegeneinander abgegrenzt sind durch ein wirklich demokratisches Recht und eine sachliche, wahrhaftige Politik". Es wird dies aber nur gelingen, wenn wir vermittelst des imaginativen Schauens die Identität von Ich und Welt erleben, wenn wir den Schritt tun vom naturwissenschaftlichen Erkennen zum geisteswissenschaftlichen. „Geisteswissenschaft wird das Menschliche selbst erforschen, aus der Gesinnung der Verehrung gegenüber dem Seelischen und Geistigen der Welt. Sie wird dem Menschendasein Weite des Erkennens, über die Grenzen der raum- und zeitgebundenen intellektuellen Erkenntnis hinaus geben, wird Geburt und Tod, Wachen und Schlafen ergründen und das Menschenich in sein Eigenstes führen".

Erst in unseren Tagen hat der Menschengeist begonnen, den roten Faden zu bemerken, der „seine zurück in der Geschichte liegenden Inkarnationen untereinander verbindet, daß er seine Ichheit in unmittelbarer Betätigung handhabt". Aus dieser Situation entspringt die übermächtige Sehnsucht nach der Überwindung der gesonderten Rassen, Nationen und Subjektivismen, der Drang, *das Individuelle an ein einziges Überindividuelles zu binden, an die Idee der Menschheit, die nichts anderes ist als das Ideenbild der mystischen Realität des Weltenwortes, in dem alle Iche eins sind.*

Die Erde hat ihren Sinn erfüllt, wenn der Mensch der freie, seiner vollen Wesenheit im Ich mächtige Träger des Weltbewußtseins geworden ist. —

Die vorliegenden Zitate, durch die ich versucht habe, die Grundabsicht und Aktualität des Buches zu erhärten, erwecken vielleicht ein falsches Bild von seinem Stil und Inhalt. Es sei darum ergänzend beigefügt, daß es auch in weiten Partien den pragmatischen geschichtlichen Ablauf unter geisteswissenschaftlicher Beleuchtung gedrängt darstellt, so vor allem den gesamten Ablauf der antiken Geschichte von der atlantischen Katastrophe bis zur Völkerwanderung, besonders auch den Ablauf der römischen

Geschichte und den Einbruch des Christentums.

Zum Schlusse ist zu sagen, daß sich einem das Buch als ein seltsames Gemisch von Steiner und Stokar einprägt. Es ist wie wenn sich in Stokars eigenem Denken riesige Blöcke Steinerscher Herkunft fänden, die er aus Pietät nicht anzutasten wagt. Eine Auseinandersetzung von irgend einem geschichtsphilosophischen Standpunkt aus erscheint dann erst möglich, wenn der Autor seine eigenen Anschauungen in einer Weise Weise geklärt haben wird, daß sie systematisch und mit einiger Selbständigkeit — was sich gegenseitig bedingt — dargestellt werden können.

Paul Lang.

Deutsche Vorkriegspolitik.

Walter Klein: Der Vertrag von Björkö, Wilhelm II. und Bülow im Kampfe gegen die Isolierung Deutschlands; Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin, 1931.

Sehr viele der Bücher über die Vorkriegspolitik der europäischen Mächte sind von einem mehr oder weniger verdeckten Parteistandpunkt geschrieben, wobei natürlich nicht nur an die nationalen Einstellungen zu denken ist, sondern auch an einseitige Verfechter ideologischer Auffassungen, wie Sozialisten und Pazifisten, bei denen allen die vielfältige Problematik der großen Politik auf wenige, leicht überschaubare Zusammenhänge vereinfacht wird, die Anklage oder Rechtfertigung erlauben und politische Zielsetzungen begründen sollen. Dadurch wird ein künstliches und täuschendes Bild dieser wichtigen und vieldeutigen Epoche im Geiste der Zeitgenossen geschaffen, und die Öffentlichkeit verliert den Sinn für die natürlichen Bedingungen und die Schicksalsmäßigkeit solcher geschichtlichen Entwicklungen. Da ist es sehr erfreulich, wieder einmal einer vorsichtigen und klug abgewogenen Historikerarbeit über einen entscheidenden Abschnitt dieses Zeitraumes zu begegnen, worin auf kühne und voreilige Deutungen der Hintergründe des politischen Treibens verzichtet wird und der Verfasser sich in vornehmer und bescheidener Zurückhaltung darauf beschränkt, die Ziele und Überlegungen, Methoden und Einstellungen einer Diplomatie genau und sorgfältig aus den Quellen heraus zu arbeiten. Das Buch Walter Kleins über „den „Vertrag von Björkö, Wilhelm II. und Bülow im Kampfe gegen die Isolierung Deutschlands" ist in der gescheiten und geschickten Darstellung der irrlichternden Tätigkeit der deutschen Politiker wie in der ruhig überlegenden Schlußbetrachtung über den Mißerfolg der deutschen Politik eine ausgezeichnete Leistung. Es gibt einen klärenden und lebendigen Eindruck durch den ehrlichen und klaren Tatsachenbericht: 1. Ungunst der zentralen Lage, die eine eindeutige und entschiedene außenpolitische Einstellung erschwerte und den politischen Willen zwischen einer östlichen und einer westlichen Orientierung hin und her zog; 2. das übergroße Sicherheitsgefühl der Erben des großen Reichsgründers, die die individuelle Leistung eines großen Staatsmannes als dauernden Machtfaktor für den deutschen Staat auffaßten; 3. Mangel an Sinn für die ewigen, immer wechselnden Bedrohungen einer Großmachtstellung durch die weltpolitischen Spannungsvorgänge; alles das hat sich in der Untergangsgeschichte des deutschen Kaiserreiches zu einem unheilvollen Schicksalsgeflecht verwachsen.

Den Nachfolgern Bismarcks fehlte das Schicksalsgefühl für die Gefährlichkeit der Mittenlage Deutschlands. Sie gefielen sich vielmehr in der Rolle gesicherter Erben und glaubten im Konzern der Mächte größere Ansprüche erheben zu können als der Fürst sie in seiner gewohnten Zurückhaltung erhoben hatte. Dem mannigfaltigen Bündnisspiel, wie es der große Außenpolitiker vor allem mit Östreich und Rußland zusammen getrieben, fühlten sie sich nicht mehr gewachsen und zogen die einfachere und einseitige Bindung an den südöstlichen Nachbarn vor, wodurch ihnen aber der entscheidende Einfluß auf das Verhältnis der beiden benachbarten Kaisermächte entging. England und Rußland gegenüber beschränkte man sich auf eine Politik der freien Hand und erachtete Sicherungen als unnötig, weil man die Gegensätzlichkeiten unter diesen Ländern und zwischen Frankreich und England als zu groß für die Möglichkeit eines Ausgleichs oder gar eines Bündnisses ansah. Deutschland selber dagegen stand nur mit dem alten Gegner Frankreich in ernsthaftem Widerstreit. Die deutsche

Diplomatie wollte so bei den Konflikten der Andern die Rolle des unbeteiligten und wohl auch lachenden Dritten spielen, wobei sie nicht ungebührlich viel für sich zu beanspruchen wünschte, den Andern aber durch die unabhängige und unbelastete Stellung doch sehr auf die Nerven ging. Als Gegenzug begann England, nachdem sein Bündnisfühler von Deutschland abgelehnt worden war, erst die Streitpunkte mit Frankreich und darauf auch Zug um Zug diejenigen mit Rußland beizulegen, weil ihm eben Deutschland in der ungebundenen und unbeschwerten Zwischenstellung sehr peinlich war. Gegen alle Erwartungen der deutschen Staatsmänner kamen die Abkommen über den Sudan, über Ägypten und Marokko und zuletzt das über Persien zustande, und Deutschland sah sich vor einer geschlossenen Front von vorerst nur kolonialen Vereinbarungen, die aber den Keim zu einem näheren Zusammenarbeiten der beteiligten Mächte in sich enthielten. Das schreckte endlich die deutschen Diplomaten aus ihrem Sicherheitsgefühl etwas auf, und sie suchten nun nervös und unsicher dem sich bildenden Dreiverband entgegen zu arbeiten.

Die russische Orientpolitik und der sich daraus entwickelnde Krieg zwischen Rußland und Japan bot die erwünschte Gelegenheit, weil er einesteils durch die Ablenkung der russischen Aktivität in den fernen Osten die Spannungsmöglichkeiten des Reiches mit dem östlichen Nachbarn verringerte, andernteils das französisch-russische Bündnis lockerte, da Frankreich wegen des englisch-japanischen Vertrages Bindungen auf beide Seiten hatte und darum gegenüber den russischen Werbungen um Unterstützung sehr abweisend bleiben mußte. Deutschland trieb Rußland mit allen Mitteln zu einer starken Haltung gegen Japan, versprach ihm in einem Konfliktfall Rückhalt zu geben und suchte die russische Verärgerung über den lauen französischen Verbündeten zu einer Sprengung der unangenehmen französisch-russischen Verbindung zu benutzen. Doch wie die englisch-deutschen Bündnisversuche vor allem daran gescheitert waren, daß Deutschland sich in seiner unbelasteten Mittellage nicht mit den Spannungen und Gefährdungen des weitreichenden englischen Reiches beschweren wollte, so hielten die deutschen Staatsmänner auch in der Unterstützung der russischen politischen Ziele jetzt sehr zurück, um mit England nicht zu sehr in Gegensatz zu geraten. Allerdings zögerten auch die Russen, sich in die neue politische Kombination einspannen zu lassen, sodaß wegen des beidseitigen Mißtrauens und der beidseitigen Vorsicht Rußland von Deutschland im Grunde nicht viel mehr Freundschaftsdienste erhielt als von Frankreich; von Deutschland aber war es zu seiner Asienpolitik angespornt und von ihm ihm Rückhalt versprochen worden, während Frankreich immer abgeraten hatte, was natürlich zu einer mißtrauischen Einstellung der russischen Diplomatie gegenüber der deutschen Politik führte. Den deutschen Bestrebungen, zu einer nähern Verbindung mit Rußland zu gelangen, fehlte so von vorneherein der ernsthafte sachliche Untergrund, der schließlich zu jedem lebensfähigen Bündnis nötig ist: daß ein Partner ziemlich weitgehend die Interessen des andern auf die eigenen Schultern nimmt.

Der deutsche Kaiser suchte allerdings sein Ziel auch gegen den Willen und ohne das Wissen der russischen Beamten und Minister zu erreichen. Bei einer Zusammenkunft in der Nähe von Björkö brachte er den Zaren zu der Unterzeichnung eines Vertrages, der allen deutschen Wünschen entsprach; aber der unsichere russische Herrscher hielt nachher den Einwendungen seiner Staatsmänner nicht stand und diese fanden bald Vorwände, um den Vertrag für nichtig zu erklären. Der deutsche Versuch endete wie ein ungeschickter Theatercoup, mit peinlichen Gefühlen für alle Beteiligten.

Etwas unheilvoll Dilettantisches haftet an der Art, wie die deutschen Politiker die ganze Angelegenheit in Szene setzten, worin der Einfluß des Kaisers nicht zu verkennen ist, der bei allem klugen Erfassen des richtigen politischen Zieles doch weder Maß noch Takt für das praktisch Mögliche und Angemessene besaß. Klein meint in der Schlußbetrachtung, daß die deutschen Diplomaten wohl schwerlich zu einer zuverlässigen Verbindung mit Rußland gelangt wären, auch wenn sie die richtigen Mittel verwendet hätten. Die Wege der beiden Länder seien schon zu lange auseinander gegangen, als daß eine so kurze Anstrengung sie wieder hätte zusammenführen können. Doch war natürlich jeder Annäherungsversuch, der nicht über die offiziellen

Leiter der russischen Politik ging und der nicht mit dem nötigen Opferwillen unternommen wurde, nicht nur aussichtslos, sondern auch schädlich, da er bloß das russische Mißtrauen gegen Deutschland bestärkte.

Klein bringt ausführlich die Betrachtungen der führenden deutschen Diplomaten zu den wechselnden Stadien der untersuchten Angelegenheit. Der Leser bekommt so Einblick in die Gedankenwerkstatt des deutschen auswärtigen Amtes. Die Schwierigkeit der geopolitischen Lage Deutschlands tritt klar hervor. In der Mitte zwischen Ost und West konnte es sich nicht leicht für eine Seite entscheiden, weil seine Interessen auf beide Seiten gingen. Doch scheint, daß die deutschen Staatsmänner sich zu lange durch die Gefahren eines Bündnisses mit England oder Rußland bannen und sogar von einer positiven Politik abschrecken ließen (die Gefährlichkeit der meisten Bündnisse kann bei geschickter Handhabung beseitigt werden). Und sie taten schließlich das Schlimmste, das sie tun konnten: sie fanden keinen energischen Entschluß und ließen die andern handlen.

Hans Böhi.

Literatur gegen den Krieg.

Wehrlos hinter der Front. Leiden der Völker im Krieg. Sozietätsverlag Frankfurt a/M. 1931.

Schon der Titel dieses Bilderbuches ist irreführend. Denn gerade die Armee an der Front schützt ja das Hinterland. Soweit aber das Hinterland durch Fliegerangriffe oder Beschießung durch weittragende Artillerie beeinträchtigt werden könnte, liegt die aktive Fliegerabwehr und die Bekämpfung der gegnerischen weittragenden Artillerie ebenfalls der Armee ob. Der sog. passive Schutz der Zivilbevölkerung wird aber durch die Behörden in Gemeinde und Staat organisiert werden müssen. Es ist somit falsch — und war es schon im Weltkrieg —, zu behaupten, daß das Hinterland wehrlos, d. h. schutzlos gelassen sei. Mit viel Sophistik und unter Vergewaltigung des Sprachgebrauches könnte man ja sagen, hinter der Front sei man nicht wehrhaft, also in dem Sinne wehrlos, als die Bevölkerung sich eben nicht selber mit der Waffe in der Hand wie der Soldat an der Front gegen feindliche Angriffe wehren könne. Deswegen aber zu behaupten, was hinter der Front ist, sei schlechthin schutzlos, ist billigste Tendenz. Daß dieser Schutz nicht lückenlos sein kann, diese Eigenschaft teilt er mit jedem Schutz, auch dem des wehrhaften Frontsoldaten. Wenn der Schutz des Hinterlandes nicht so stark zu sein schien, wie der an der Front, so ist das Hinterland auch nicht so exponiert gewesen wie die Front und zwar umsoweniger, je weiter es hinter der Front lag. Im Weltkrieg sind denn auch nur Flugraids über Paris, London, Venedig und einigen wenigen westdeutschen Städten ausgeführt und Paris als einzige Großstadt im Hinterland, weil nahe hinter der Front, von weittragender Artillerie beschossen worden. In einem künftigen Krieg wird zweifellos das Hinterland wegen des bedeutend erweiterten Aktionsradius der Flieger mehr gefährdet sein als bisher. Aber nur wenn keine Armee für die Landesverteidigung bestehen und wenn keinerlei Fliegerabwehr organisiert würde, wäre die Bevölkerung schutzlos zu nennen.

Im Vorwort des Buches wird gesagt, es bedürfe keines Vorwortes; es würden auch keine Kriegsgreuel gezeigt. Konsequenterweise trägt daher die Photographie eines Toten mit leeren Augenhöhlen die Unterschrift „Kriegsgreuel" .... Ein zerstörtes Geschäft wird als „erste Heldentat" charakterisiert. Leute auf einem Pariser Boulevard beobachten angeblich feindliche Flieger in der Luft. Es kann aber nicht sehr gefährlich gewesen sein, denn zwei Damen schauen doch noch lieber in die Kamera des Photographen statt gen Himmel .... Ein Bild, das ein brennendes Haus zeigt, auf das ein Mann mit einem Eimer Wasser zugeht, trägt die geistreiche Frage: „Ob er den Brand mit einem Eimer löschen wird?" Daß im Krieg Volltreffer in Kirchen und Schulen, daß Evakuierungen, Notverordnungen aller Art, Internierten lager u. s. f. leider nicht vermeidbar sind, dürfte kaum neu sein. Die Schweiz ist unter den Bildern, die sonst meist aus Frankreich und Deutschland stammen, zweimal vertreten. Auf dem einen besorgt Landsturm den Ordnungsdienst auf dem Basler Bahnhof zur Zeit, als infolge der Kriegsmobilmachung in den verschiedenen Ländern die sich bei uns damals aufhaltenden Aus-

länder einrücken mußten. Die irreführende Unterschrift aber lautet: „Unerwünschte Ausländer werden aus der Schweiz abgeschoben". Die andere Photographie zeigt, wohl als typisches Beispiel argen Leidens, einen Brotkartenladen in Lausanne, vor dem die Leute anstehen. Zahlreiche Bilder stammen aus der Zeit, da es keine Front gab, nämlich aus der Ruhrbesetzung von 1923.

Wozu dieses Bilderbuch? Stößt es nicht offene Türen ein?

Wer wollte heute noch leugnen, daß „der Krieg eine Geißel ist?" Aber ist diese Erkenntnis neu? Philosophisch sagen die Bildsammler: „Es gibt nur ein Mittel gegen den Krieg: Den Frieden ernstlich zu wollen" .... Sie stecken noch im naiven Glauben, daß schon mit dem Verzicht auf alle Rüstungen der Krieg gebannt wäre. Man kann sich entschieden wirksamere Antikriegs-Bilderbücher vorstellen als das hier skizzierte.

Peter Hirzel.

Aus der badischen Nachbarschaft.

1. **Hans Schrepfer: Der Kaiserstuhl. Landschaft, Siedlungen und Volkstum. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" 40. Karlsruhe 1931. C. F. Müller. 96 S.**
2. **Friedrich Metz: Das Tauberland. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main" 37. Karlsruhe 1930. C. F. Müller. 108 S.**
3. **Helmut Nagel: Die Siedlungen des Hotzenwaldes. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie des südlichen Schwarzwaldes. Badische Geographische Abhandlungen V. Karlsruhe 1930. C. F. Müller. 108 S.**
4. **Fritz Pfrommer: Der nördliche Schwarzwald — Versuch einer länderkundlichen Darstellung. Badische Geographische Abhandlungen 3. Karlsruhe 1929. C. F. Müller. 111 S.**
5. **Oskar Rittmayer: Die siedlungs- und wirtschaftsgeographischen Verhältnisse des Odenwaldes. Badische Geographische Abhandlungen 4. Karlsruhe 1929. C. F. Müller. 148 S.**

Im Verhältnis zu der engen Nachbarschaft zwischen der Schweiz und Baden sind die heutigen Beziehungen zwischen beiden Ländern auffallend gering. Die Grenze am Rhein hat hier den Schnitt gezogen und mit Ausnahme von Basel besteht nur noch sehr geringe kulturelle Fühlung zwischen den beiden Ländern, vor allem aktiv von der Schweiz aus. Weit entfernte deutsche kulturelle Mittelpunkte und Gegenden wie der Mittelrhein sind bei uns bekannter als das badische Land. Freilich verwunderlich ist das nicht, da schon immer die geographische Gestaltung ein erhebliches Hindernis für nachbarschaftliche Beziehungen bildete. Während der Bodensee im Osten verbindend nach allen Seiten wirkt, ist der Schwarzwald von jeher eine Schranke gewesen, die die Schweiz nach Norden ziemlich abschloß. Das wird einem aus historischen Studien wirtschaftsgeschichtlicher und kultureller Art immer wieder deutlich.

Es sei hier einmal gestattet, auf einige Veröffentlichungen hinzuweisen, die zur nähern Kenntnis unserer nördlichen Nachbarn Anlaß geben können und die vielleicht den einen oder andern auch anregen, sich diese Kenntnis zu erwandern. Dazu sind vor allem die zahlreichen Veröffentlichungen des Landesvereins „Badische Heimat" geeignet, der in seiner Wirksamkeit etwa unserem Heimatschutz entspricht, nur in erheblich vielseitigerer Art. Der Verein gibt eine Zeitschrift, „Mein Heimatland", einen Kalender „Ekkart" und dann auch umfangreichere Veröffentlichungen heraus. Alljährlich erscheint ein Heft „Badische Heimat", das regelmäßig einer Stadt oder einer Landschaft Badens gewidmet ist. Karlsruhe, Freiburg und Mannheim sind da erschienen. Uns Schweizer werden dann besonders die reich illustrierten Schilderungen benachbarter badischer Landschaften interessieren, die alle Seiten des Lebens berücksichtigen. Das Markgräflerland, der Hegau, der Überlingersee und der Untersee sind da erschienen. Ähnliche Darstellungen zu sehr geringem Preise bringt die Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main". Das Bauernhaus des Hotzenwaldes, die Kunst der Reichenau, das berühmte Kloster St. Blasien, die Schicksale der Markgräfler im Bauernkrieg betreffen unsere nächste Nachbarschaft. Daneben kommen Literatur und Kunst ganz Badens, einzelne Maler und Schriftsteller, die berühmtesten Bauten des ganzen Landes und

manches andere bis zur altbekannten Schwarzwälderuhr zur Darstellung. Die zwei neuesten Hefte dieser Reihe seien hier besonders genannt. In erreichbarer Nähe liegt mitten in der oberrheinischen Ebene der merkwürdige Gebirgsstock des Kaiserstuhles, der von Hans Schrepfer in Wort und Bild anschaulich geschildert wird (1.). Ganz im Norden Badens treffen wir das von der Natur reichbedachte Tauberland, dessen bedeutendste Stadt Rothenburg jedem Freunde der Vergangenheit bekannt ist. Dieses Tauberland erfährt durch den Geographen Prof. Metz eine ebenso anziehende wie aufschlußreiche Darstellung, die allen bezeichnenden Eigentümlichkeiten des reichen Ländchens liebevoll nachgeht (2.).

Zum Schluß sei hier noch auf die Sammlung der „Badischen Geographischen Abhandlungen" hingewiesen, die landeskundliche Schilderungen größerer und kleinerer Räume bringt. Die Siedlungen des Hotzenwaldes gegenüber dem aargauischen Laufenburg, der nördliche Schwarzwald und den Odenwald noch weiter im Norden erfahren in dieser Reihe eine zuverlässige und eindringende Behandlung (3.—5.).

Hektor Ammann.

Neue Dichtung.

Hans Reinhart „Ausgewählte Werke", III Bände. Verlag Münsterpresse Horgen.

Reinhard ist ein eigenartiger Nachzügler der Romantik. Seine Prosa bemächtigt sich immer wieder fein und zart empfundener Märchenstoffe, in deren Gestaltung sich ein wunderbar scheues, reines Kindergemüt offenbart, voller Erwartung dem Leben gegenüber, aber auch voller Ehrfurcht vor den seltenen Lebensfrüchten: Weisheit, Schönheit, Güte. Eine verlorengegangene Welt ersteht vor unserem inneren Auge, wenn wir uns dem Zauber dieser Dichtung, seis im Märchen, seis im Drama, erschließen. Die poetisch-romantische Spannung, die das Lebenselement dieser Welt ausmacht, ist die Spannung des erwartungsvoll werdenden Jünglings, der das tätige Leben noch vor sich hat und der im gereiften, altgewordenen Menschen, dem alten König voller Weisheit und Güte, das Bild dessen vor sich sieht, was er für sich vom Leben erwartet. Nicht das Leben selbst im Rausch des Genießens, sondern das Reifwerden, die Verwandlung der Kraft in Weisheit, das ist es, was den Jüngling erfüllt. Und von dieser Grundstimmung seiner Gestalten fällt ein Licht auf den Dichter selbst, der darin sein eigenes Wesen enthüllt.

Das stärkste Moment in Reinharts Schaffen ist sein musikalischer Schönheitssinn, der auch in der Prosa nie seinen Glanz verliert, in der Lyrik aber oft Klänge unsterblicher Hoheit findet. Die Bilder dieser strengen Lyrik gemahnen gelegentlich an Gestaltungen, denen Böcklins Pinsel Dauer verliehen hat. Überraschend tauchen darin immer wieder längst erloschene Bildungen auf, die uns nur noch Traumgespinste sind. Der Dichter aber bringt sie zum Leben und zum Singen, als wären sie Gegenwart. Man möchte wünschen, die Gegenwart möchte vielen unsrer Zeitgenossen die Kraft geben, die Saiten in ihrem Innern an Reinharts Dichtkunst zum Klingen zu bringen, die unser Leben fast ganz zum Verstummen gebracht hat.

Willy Stokar.

Lese-Proben

Rudolf v. Tavel: Ring i der Chetti.

(Rudolf v. Tavel: Ring i der Chetti; Francke, Bern, 1931; 483 S.)

Bald na Dschtere sy ihreren es paar gägen Aben i der Trinkstube vo Metzgere binenandere gsässe und hei sech's la wohl sy bi=n=ere Channen Inselwy. Sie hei use Meischter Chischtler gwartet. — Wo blybt er o?

einen weiteren: man errichte in Genf an dem Ort, wo während Monaten das gewaltige Wettringen um Worte sich abspielte, ein Denkmal: auf einem Sockel von gelbem Kunstsandstein eine riesige Streusandbüchse. „Wer es verneint, daß die Haltung des Völkerbundes im japanisch-chinesischen Krieg von großem Einfluß gewesen ist, tut dem Völkerbund Unrecht", führte der Herr Außenminister neulich — unwidersprochen — im Ständerat aus. Oder: „Gestern Abend hat der Sturmwind einer neuen Zeit über Genf geweht", schrieb der Auslandsredaktor der „Basler Nachrichten", Herr Oeri, bei Anlaß der Märztagung der außerordentlichen Völkerbundsversammlung; „es war ein Völkertribunal, das einen eigenen Willen kundgab". Nein, die Völkerbundsversammlung hat kundgegeben, was die Ratsgroßmächte ihr vorschrieben; und der angeblich über Genf wehende Sturmwind war ein Sandsturm, wie ihn der bekannte Vogel Strauß liebt, um das herannahende Verhängnis nicht sehen zu müssen. Von der Genfer Abrüstungskonferenz wird man aber am Ende in den gleichen lobenden Worten reden, auch wenn sie genau so ergebnislos und ohne Einfluß auf das weltpolitische Geschehen ausgegangen ist, wie die Rats- und Versammlungstagungen des Völkerbundes im chinesisch-japanischen Krieg. Weil man nicht eingestehen will, daß der Friede von 1919 ein verfehlter Friede und seine Ordnung für Europa kein Fortschritt, sondern ein fürchterlicher Rückschlag war, und um der Verantwortung zu entgehen: sich durch die Parteinahme für diese Ordnung an dem heute über Europa hängenden Unheil mitschuldig gemacht zu haben, muß man ständig weiter zur Streusandbüchse greifen und sich und den Andern Sand in die Augen streuen. O.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung, Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Besprochene Bücher.

Grabowsky, Adolf: Politik; Spaeth & Linde, Berlin.
Jung, Edgar J.: Föderalismus aus Weltanschauung; Schweitzer, München.
Klein, Walter: Der Vertrag von Bjoerkoe; Universitas Deutsche Verlags-A. G., Berlin.
Lang, Paul: Tote oder lebendige Schweiz? Rascher, Zürich.
Malaparte, Curzio: Der Staatsstreich; E. P. Tal, Leipzig.
Metz, Friedr.: Das Tauberland; Müller, Karlsruhe.
Müller, Dominik: Sammelsurium Poeticum; Wepf, Basel.
Nagel, Helmut: Die Siedelungen des Hotzenwaldes; Müller, Karlsruhe.
Pfrommer, Fritz: Der nördliche Schwarzwald; Müller, Karlsruhe.
Reinhard, Hans: Ausgewählte Werke; Münster-Presse, Horgen.
Rittmayer, Oskar: Die siedlungs- und wirtschaftsgeograph. Verhältnisse des Odenwaldes; Müller, Karlsruhe.
Schmitt, Carl: Der Begriff des Politischen; Duncker & Humblot, München.
Schrepfer, Hans: Der Kaiserstuhl; Müller, Karlsruhe.
Stokar, Willy: Geschichte als Weltschau; Rascher, Zürich.
Tavel, Rudolf v.: Ring i der Chetti; Francke, Bern.
Wehrlos hinter der Front; Societätsverlag, Frankfurt.

An unsere Jahres- und Halbjahres-Bezüger!

Mit diesem Heft beginnen wir unsern zwölften Jahrgang. Wir bitten unsere Bezüger sehr sich zur Bezahlung des Bezugspreises des beiliegenden Einzahlungsscheines zu bedienen. Durch Benutzung dieser Bezahlungsart erspart der Bezüger sich unnötige Nachnahmekosten, dem Verlag viel unnötige Arbeit. Auch wiederholen wir: die Bezahlung des ganzen Jahrganges April 1932 bis März 1933 mit Fr. 16.— ist für Be-

züger und Verlag am sparsamsten. Wer halbjährlich zu bezahlen wünscht (April bis September 1932), möge Fr. 8.25 einzahlen. Vierteljahresabonnements können wir wegen des damit verbundenen Arbeitsaufwandes keine abgeben. — Für Beträge, die bis Anfang Mai nicht bezahlt sind, werden wir Nachnahme erheben.

Und nun, was wir im letzten Heft schon ausgesprochen haben: Den Abbau in den persönlichen Auslagen, zu dem manche unserer Leser durch die herrschende Wirtschaftskrise vielleicht gezwungen sind, nicht auf die „Monatshefte" ausdehnen! Eine Zeitschrift, die sich an einen ausgewählten Leserkreis wendet, ist keine Inseraten-Plantage. Sie lebt zur Hauptsache von den Abonnenten. Jede Abbestellung bedeutet daher für sie einen fühlbaren Verlust. Muß aber in einer Zeit, wo die Dinge beim Namen zu nennen notwendiger als je ist, eine Zeitschrift, in der das geschieht, nicht vielmehr mit allen Mitteln unterstützt und gefördert werden? Also nicht abbestellen, sondern noch neu hinzu bestellen und mithelfen, daß noch neu hinzu bestellt wird!

Schriftleitung und Verlag der Schweizer Monatshefte
Zürich 2 / Stockerstraße 64.

Bücher-Eingänge.

Bartsch, Rudolf Hans: Wie wir unsere Armut tragen; Staakmann, Leipzig, 1932; 145 S.; M. 2.

Baumann, Werner: Die Entwicklung der Wehrpflicht in der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1803—1874; Leemann, Zürich, 1932; 588 S.; Fr. 18.50.

Brugger, Otto: Geschichte der deutschen Handwerkervereine in der Schweiz; Haupt, Bern, 1932; 209 S.; Fr. 6.80.

Ermatinger, Emil: Goethe und die Natur; Münster-Presse, Horgen, 1932; 33 S.

Faesi, Robert: Der gegenwärtige Goethe; Huber, Frauenfeld, 1932; 32 S.; Fr. 1.

Falke, Konrad: Schicksalswende; Rascher, Zürich, 1932; 62 S.; Fr. 2.

Feller, F. M.: Psychodynamik der Reklame; Francke, Bern, 1932; 358 S.; Fr. 15.

Helbing, Lothar: Der dritte Humanismus; Verlag Die Runde, Berlin, 1932; 80 S.; M. 1.80.

Iljin, M.: Fünf Jahre, die die Welt verändern; Malik-Verlag, Berlin, 1932; 208 S. und 30 Bilder.

Job, Jakob: Scusate, Signor . . ., Geschichten aus dem Süden; Francke, Bern, 1932; Fr. 3.80.

Kohler, Pierre: Le coeur qui se referme; Payot, Lausanne, 1931; 235 S.

Lavanchy, Alexandre: La réaction théologique; T. Geneux, Lausanne, 1932; 48 S.; Fr. 1.80.

Lang, Paul: Tote oder lebendige Schweiz? Rascher, Zürich, 1932; 163 S.; Fr. 5.

Marsaux, Lucien: Le cantique des Chérubins; Payot, Lausanne, 1931; 132 S.

Einbanddecken zu den

Monatsheften für Politik und Kultur

liefern wir zu **Fr. 1.50**

Auf Wunsch besorgen wir auch das Einbinden

Buchbinderei H. R. Sauerländer & Cie. Aarau